№ 33. Schlesische 1842.

Gebirgs-Blüthen.

Achter Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 11. August.

Schürtzenlied.

Es giebt doch in der Frauenwelt
Nichts Bess'res als die Schürze, —
Man deckt, daß in den Topf nichts fällt,
Darauf gleich eine Stürze.

Zwar setzt der Mann auf seinen Kopf,
Sowohl vor Frost als Hitze, —
Wie einen Deckel auf den Topf, —
Sich Käppchen, Hut und Mütze.

Doch anders ist es mit der Frau;
Sie weiß, daß ohne Würze
Der Braten macht den Magen flau, —
Drum greift sie nach der Schürze.

Es blickt die größte Zierlichkeit
Selbst aus der kleinsten Falte,
Doch größer ist die Sorgsamkeit.
Daß nur das Bändchen halte,

Und Troddelwerk und Täschlein fein,
O, wer kann Alles sehen, —
Der muß ein wahrer Haukloß sein,
Wer da kann ruhig stehen.

Und steckt sie dann zum Zeitvertreib
Das Händchen in die Tasche,
Dann reiht das liebe, list'ge Weib
Zum Netze Masch' an Masche.

Und ich, ich krieche blindlings dann
Wie's Mäuslein in die Falle,
Sie hat gefangen ihren Mann,
Sie fängt die Männer alle.

O süße, himmlisch-süße Pein,
Ihr in dem Netz zu hangen,
Ich möchte ewig drinnen sein
Und weiter nichts verlangen.

Drum weil ich nichts mehr wünschen mag,
Muß ich mein Liedchen kürzen,
Doch sing' ich jeden neuen Tag
Ein neues Lied den — Schürzen.

Die Belagerung von Breslau.

(Fortsetzung.)

Längst schon hatten, von dem dunkeln Erkerstübchen aus, Liebe und Argwohn dieser

Scene gelauscht. Marie kam in der späten Abendstunde, in der Begleitung des Vaters, vom Besuch einer kranken Verwandten zurück. Graf Thürheim auch im Begriff nach Hause zu gehen, begegnet Beiden, und er geht, die Hausgenossen sofort erkennend, plaudernd nebenher, als wenige Schritte von ihnen Bülow, das Mädchen am Arm, aus einer Seitengasse tritt. Marien's Pulse stocken bei dem Anblick: Thürheim's halblaute Glossen, von Jenem unbeantwortet, dringen wie Dolchstiche in ihr Ohr, kaum vermag sie sich aufrecht zu erhalten, das nahe Vaterhaus zu erreichen. Hier eintretend flieht sie hinauf in ihr stilles Stübchen, ihrer Gedanken, ihrer Sinne kaum noch mächtig. Ein Blick auf Bülows hell erleuchtete Fenster hält sie hier fest. Sie blickt hin — sie kann nicht länger zweifeln: sie sieht — o Mächte des Himmels! — wie er, sie mit dem linken Arm umschlingend, in rascher Wendung mit der Rechten ihr einen Kamm auszieht, welcher die reichen Flechten des Mädchens auf der Mitte eines malerischen Kopfes zusammenhielt. Ein Strom schwarzer Locken überflutet den blendenden Hals, die edle Stirn; aber unvermögend länger hinzusehen und tief im Innersten empört, reißt sie den Vorhang zu und sinkt schluchzend auf ihr Lager.

Marie hatte freilich recht gesehen, doch nicht Alles. Es war dem Hauptmann nicht entgangen, wie das Mädchen mehrmals, und fast wie in unwillkürlicher Bewegung, die Flechten und den Kamm, welcher sie festhielt, mit der Hand berührt hatte. Er faßt Verdacht, doch Gewalt will er nicht brauchen; er hofft durch Güte vielleicht noch mehr gewinnen zu können und glaubt in den Mienen der Beängstigten etwas wie ein aufkeimendes Vertrauen zu lesen. Da zieht er schnell den Kamm aus den Haaren der Sträubenden und aus den niederwallenden Flechten fällt ein Brief, den diese verborgen gehalten, und im nächsten Augenblicke liegt das Mädchen zu seinen Füßen, sie angstvoll umklammernd, während Bülow, das Blatt entfaltend, Folgendes liest:

„An den Kaiserl. Königl. Oberstwachtmeister v. Platz, im Regiment von Andlau.

Gnädiger Herr Oberstwachtmeister! Daß ein so hoher Herr sich meiner in meiner unglücklichen Lage noch erinnert, hat mich über die Maaßen erfreut, und ich werde gewiß Alles thun, um das gnädigste Vertrauen zu verdienen, was mir der Herr Oberstwachtmeister so huldreich geschenkt. Ich zeige daher devotest an, daß wir hier 2000 Mann in einer Kaserne liegen, meistens Kroaten und Ungarn, außer mir noch fünf andere Feldwebels. Die Wache ist 60 Mann stark, aber wir könnten sie gut überwältigen; denn wir dürfen zwei Stunden täglich auf dem Hofe spazieren gehen, wobei die ganze Wache einzeln aufgestellt ist. Wo wir aber sodann weitere Waffen bekommen sollen, weiß ich nicht. Indessen erwarten wir mit Sehnsucht des Herrn Oberstwachtmeisters weitere Befehle, da wir gern für Kaiserlichen Majestät Waffenruhm unsern letzten Blutstropfen geben wollen. Dero dienstwillig unterthäniger Knecht Hoffmann."

Dieser Hoffmann war, nach der Aussage des Mädchens, einer von den östreichischen Feldwebeln, deren mehrere in jener Kaserne gefangen saßen. Bülow hob die Weinende auf, deren unverkennbarer Schmerz, so wie früher die Angst, womit sie kämpfte, sein Mitleid rege gemacht hatten. Er redete ihr freundlich zu, mit der Versicherung, daß ihr nichts geschehen werde. Er gab seinem Diener Befehl, sie zwar scharf

zu bewachen, doch im Uebrigen sie nicht zu kränken, und eilte sofort nach der Kaserne.

Sein plötzliches Eintreten in die Stube, in welcher Hoffmann nebst seinen Gefährten gefangen saß, schien diese, in tiefem und leisem Gespräch begriffen, sichtlich zu verstören. Hoffmann trat bestürtzt, bei Nennung seines Namens, vor den Offizier und erbleichte, als dieser den bei sich habenden Mannschaften Befehl ertheilte, ihn zu entkleiden und seine Kleider genau zu durchsuchen. Bald fand sich denn auch, was man suchte, im Futter seines Rocks versteckt, ein Schreiben des Majors v. Platz an den Feldwebel, folgenden Inhalts:

„Mein lieber Feldwebel Hoffmann!

Er wird gehört haben, daß Ihro Kaiserl. Majestät General von Laudon seit vorgestern vor der Stadt Breslau arrivirt ist, und dieselbe einzunehmen gedenkt. Dieses muß aber schnell executirt werden; dahero soll ich Ihn auffordern, mit den übrigen Gefangenen, die so schlecht bewacht werden sollen, gemeinsame Sache zu machen, die Wache zu überwältigen, und die Bürgerschaft, welche auch für Ihro Kaiserliche Majestät, ihren rechtmäßigen Oberherrn, die Waffen ergreifen wird, nach Möglichkeit zu souteniren. Bedenk' Er, daß, wenn Er sich nicht auf diese Weise ranzionirt, Er noch lange in Gefangenschaft schmachten kann, es dann über kurz oder lang herauskommen wird, daß Er früher aus der preußischen Armee desertirt ist, und daß Ihm dann Todtschießen oder mindestens zwanzigmal Gassenlaufen bevorsteht. Er hat also keine große Wahl, entweder Gassenlaufen oder sich schlagen. Auf Befehl Sr. Excellenz soll ich Ihm noch eröffnen, daß, wenn die Unternehmung vom Glück favorisirt wird, Ihn Ihro Kaiserl. Majestät zum Fähndrich ernennen werden, und ihm vorjetzt 100 Dukaten ausgezahlt werden sollen. Besprech' Er sich mit seinen Mitgefangenen und rapportir' Er mir über den Zustand.

v. Platz.“

Bülow gab nun Befehl, den Unglücklichen in strengeren Arrest zu führen, die übrigen Gefangenen scharf zu hüten und die Bewachung zu verdoppeln. Dann eilte er in seine Wohnung zurück. Das Mädchen, bei seinem Eintritt in das Zimmer still weinend in die Ecke des Kanapees gedrückt, fuhr laut aufschreiend empor, als er mit den Worten: „Kennst Du dieses?“ den bei Hoffmann gefundenen Brief ihr vor die Augen hält. — „O gnädiger Herr!“ jammert sie, „haben Sie Erbarmen! Seien Sie menschlich gegen eine Unglückliche, die wahrlich nicht schlecht, nicht Ihres Mitleids ganz unwürdig ist. O hören Sie mich an!“ — „Gut!“ entgegnete der Hauptmann; „was hast Du noch zu sagen?“

„Ich bin“ — begann sie nun, von Thränen oft unterbrochen — „die Tochter redlicher Eltern, welche längst im Grabe ruhen. Mein Vater war Revierjäger in Karlwitz, mein Name ist Katharina Müller, Hoffmann der Sohn eines Landwirths in einem benachbarten Orte. Unsere Eltern hatten nichts dawider, daß wir, älter geworden, uns förmlich mit einander verlobten. Nach ein paar Jahren, wenn Hoffmann, damals als Schreiber auf dem Gute eines benachbarten Edelmanns angestellt, so viel erübrigte, als unsere erste Einrichtung erforderte, wollten wir uns verehelichen. Da starb mein Vater und die Mutter sank in Dürftigkeit. Hoffmann theilte mit uns, was er besaß; ihm verdankten wir, daß wir nicht im strengsten Sinne Noth leiden durften. Da warf eine langwierige Krankheit die Mutter nieder; ich pflegte sie so gut ich konnte; Hoffmann stand

mir treulich bei, und wenn er am Tage für uns gearbeitet, kam er Abends, oft im Sturm und Regen, herüber, mich von der Nachtwache am Bett der Kranken abzulösen. So geschah es denn — wir liebten uns, und waren ohne leitende Aufsicht — ich ward Mutter! Die meinige starb, noch ehe mein Unglück laut wurde; aber Hoffmann wollte mir redlich Wort halten und mich zur Frau nehmen, sobald die erste Trauerzeit vorüber wäre. An einem Sonntage holte er mich aus Karlwitz ab, die Gastwirthin in seinem Orte zu besuchen, die seine Anverwandte war. — Der Gutsherr hatte Besuch von Offizieren, welche die Aushebung der jungen Mannschaft des Kantons zum Soldatendienst besorgen sollten. Ein Feldwebel und ein Unteroffizier, die zu dem Geschäft gehörten waren in der Schenke. Der Erste sagte mir Artigkeiten, ich wies sie zurück; er ward zudringlich, Hoffmann nahm sich mit Heftigkeit der Sache an und Beide geriethen in Streit, wobei der Feldwebel heftige, mir unverständliche Drohungen ausstieß.

Der Gutsherr hatte bis dahin es möglich zu machen gewußt, Hoffmann, der ihm sehr brauchbar war, vor der Aushebung zu schützen, und auch geglaubt, es ferner thun zu können. Nach einigen Wochen kündigte er ihm an, er müsse Soldat werden, es ließe sich nichts mehr dagegen thun. Wir mußten scheiden, doch geschah es mit der Zusicherung ewiger Treue. Hoffmann ward in das Regiment von Wedell eingestellt, und kam, zum Unglück für uns, zu der nämlichen Kompagnie, bei welcher jener Feldwebel stand. Hoffmanns Vorgesetzte waren mit ihm zufrieden gewesen, denn er war stets pünktlich im Dienst, dabei geschickt und brauchbar; aber der Feldwebel war einmal sein unversöhnlicher Feind und wußte ihm immer Verdruß zu bereiten. Als mein Knabe ein Jahr alt war, schrieb mir Hoffmann, wie er so sehnlich wünsche, sein Kind einmal zu sehen. Ich machte mich auf den Weg und langte glücklich an. Wir sahen uns wieder, wir waren glücklich, aber — der Feldwebel erfuhr es, und der arme Hoffmann mußte mit tausend Verdrießlichkeiten die kurze Freude bezahlen. Jener böse Mensch besuchte mich heimlich, und machte mir den Antrag, daß er Hoffmann behülflich sein wolle, ihm den Heiraths-Consens zu verschaffen, wofern ich mein Wort geben wolle, ihm alsdann zu begünstigen. Ich wies ihn mit Verachtung ab, und er schwur mir, daß Hoffmann es büßen solle. Nur zu gut hielt er Wort, denn kaum wieder auf meinem Dorfe angelangt, erhielt ich die Nachricht, daß Hoffmann, auf tausendfache Weise von ihm gereizt, sich gegen den Feldwebel vergangen habe, und — der schimpflichen Strafe des Gassenlaufens, die ihm unfehlbar bevorstand, zu entgehen — desertirt sei. — Ich war sehr gebeugt, doch aber auch froh, meinen Freund aus dieser Quälerei erlöst zu wissen. Hoffmann schrieb mir nach Verlauf mehrerer Monate; er war in östreichische Dienste gegangen, wurde gut behandelt, und, da man ihn sehr brauchbar fand, zum Unteroffizier, endlich zum Feldwebel avancirt. Wir hofften nun auf den Frieden, auf bessere Zeiten. Da ward bei dem Vorposten-Gefecht von Hermsdorf, Hoffmann gefangen und mit Mehrerern nach Breslau transportirt. Er fand Mittel, mir von hieraus zu schreiben, und wünschte dringend mich wiederzusehen. — Ich machte mich auf den Weg, seinen Wunsch zu erfüllen; doch unkundig der Lage der Dinge ward ich von östreichischen Vorposten angehalten, verdächtig angesehen und ins Hauptquartier des Generals Laudon gebracht. Ich glaubte mich durch Wahrheit am besten rechtfertigen zu können und erzählte Alles, wie es war. Der Major v. Platz, unter dessen Bataillon

Hoffmann früher gestanden, war auch zugegen. Die Herren redeten mir freundlich zu, und verhießen mir für meinen Freund viel Gutes, falls ich mich dazu verstehen wolle, ihm einen Brief zu bringen, und überhaupt zur Ausführung dessen, was sie im Sinn hatten, behülflich zu sein. Ich ließ mich dazu bereden, empfing einen Brief an den Bürgermeister Behrend und an einen Hoffmann. Man unterrichtete mich in meiner Rolle. Ich that gewiß sehr Unrecht! Ach — aber —" die Stimme der Erzählerin erlosch im Weinen. — Gerührt sah Bülow auf die Unglückliche, und sprach: „Genug! Beruhige Dich jetzt. Was einmal geschehen, ist nicht mehr zu ändern. Doch könnt' es vielleicht Mittel geben, Dein Vergehen wieder gut zu machen. Jetzt folge mir!"

„Was bringen Sie noch so spät, lieber Bülow?" fragte im freundlichsten Ton der General Tauenzien, als dieser bald darauf zu ihm ins Kabinet trat, wo der General hinter ausgebreiteten Karten saß, eben beschäftigt, wie es schien, den muthmaßlichen Marsch des Prinzen Heinrich und die schwache Möglichkeit eines Entsatzes zu berechnen. — Bülow berichtete mit kurzen und klaren Worten den Vorgang und schloß mit der Andeutung, wie es vielleicht nicht unthunlich sei, dies Ereigniß zu fernerer Erforschung der Plane des Feindes zu benutzen. — „Ich muß es loben, Herr Hauptmann!" sagte am Schlusse des Berichts der sonst mit Lobsprüchen eben nicht freigebige Chef — „daß Sie bei Ihrer wackern Thätigkeit in den größern Angelegenheiten des Dienstes auch so wachsam und achtend auf das Kleine, unbedeutend Scheinende sind. Ein solcher Sinn gehört zum Wesen des Soldaten. Aber ich hätte das Mädchen gern selbst gesprochen!" — „Sie ist im Vorzimmer!" war Bülow's Antwort, und er ging, sie vor den Feldherrn zu führen, dessen lakonischer, aber sehr nachdrücklicher Beredsamkeit es leicht gelang, die Bedrängte zu dem Versprechen zu vermögen, im östreichischen Hauptquartier Alles zu verschweigen und fernerhin Briefe zu tragen. Es galt das Leben des Geliebten, dessen Begnadigung der General im fernen Hintergrunde erblicken ließ, wogegen auf der andern Seite die Worte Hochverrath und Todesstrafe keinen Zweifel übrig ließen, welches im Weigerungsfall das Loos Hoffmanns sein würde. Katharina verstand sich still ergeben zu Allem. Sie folgte dem Hauptmann zum zweitenmal in seine Wohnung, wo sie den Rest der Nacht zubrachte, und kaum dämmerte der Morgen, als sie, Hoffmann's Antwortschreiben aufs Neue in den Flechten ihres Haars verborgen, und von dem Hauptmann aufs Genaueste in ihrer Rolle unterrichtet, auch durch sein Zureden ermuthigt, leisen Schrittes aus dem Hause schlich.

(Fortsetzung folgt.)

Wie es kam, daß Paganini auf einer Saite spielte.

Es war in Lucca, wo er als Concertmeister bei der Capelle der Prinzessin Elise, der Schwester Napoleons angestellt war. Der Director des Opern-Orchesters jener Stadt war aus mehren Gründen neidisch auf ihn, und suchte ihm fortwährend Verlegenheiten zu bereiten. Eines Tages, als die Prinzessin in Gegenwart des Directors mit Entzücken von dem Spiele Paganini's gesprochen hatte, entschloß sich der erstere zur Rache und erklärte Abends, es sei ihm unmöglich, bei der angesetzten Vorstellung zu dirigiren. Man ersuchte Paganini, dieses Amt zu übernehmen, was derselbe auch that; der Gegner aber schlich sich in das Orchester, schnitt mit einem Messer drei Saiten der Violine Paganinis so weit

durch, daß sie bei etwas starkem Spiele zugleich springen mußten, und verbarg sich sodann in einem Winkel des Saales, um sich an dem sichern Erfolge eines boshaften Streiches zu ergötzen. Der Chef des Orchesters hatte immer alle schwierige Passagen, namentlich die Soli auszuführen. Die Ouvertüre begann und Paganini zog alle Blicke auf sich wurde indeß von Niemanden mehr beobachtet, als von seinem versteckten Gegner, der jeden Augenblick erwartete, daß dem Vorspieler die Saiten springen möchten. Die Ouverture wurde jedoch zu Ende gebracht, und Paganini's Spiel war noch großartiger als gewöhnlich. Der unglückliche Gegner desselben wußte sich die Sache nicht zu erklären; hatte Paganini ein anderes Instrument genommen? Um sich zu überzeugen, schlich sich der Neidische bis in das Orchester, und ganz in die Nähe seines glücklichen Nebenbuhlers. Paganini begleitete eben allein den Gesang der Primadonna, und das Publikum wußte nicht, ob es die Sängerin, oder den Violinisten mehr bewundern sollte. Der Gegner des Letzteren konnte die Augen von dem Instrumente desselben nicht abwenden, denn o Wunder! es fehlten wirklich drei Saiten daran und Paganini wußte der einzigen noch übrigen alle die herrlichen Töne zu entlocken. Außer sich, wie wahnsinnig, rief der Nebenbuhler: „Er hat auf einer Saite gespielt!“ und sank ohnmächtig nieder. Die Vorstellung wurde unterbrochen, Alle erhoben und erkundigten sich, der Vorfall wurde bekannt und Paganini erndtete den begeistertsten Beifall. Er hatte gleich nach den ersten Takten die List seines Gegners durchschaut, aber auch sich schnell gefaßt und durch fast übermenschliche Mittel sich selbst übertroffen. Uebrigens sieht man wohl ein daß er sogleich die Wichtigkeit der Entdeckung was er zu leisten vermöge, begriff, und Alles anwendete, um die neue Gewalt auszubilden, die ihm ein unvorsichtiger Gegner, ohne es zu wollen, gegeben hatte. Im Jahre 1811 ließ er zum ersten Male öffentlich seine Variationen auf der vierten Saite hören, der er einen Umfang von vier Oktaven abzugewinnen wußte. Er war damals in Parma. (So erzählte Paganini selbst die Entstehung seines Spieles auf einer Saite.)

Die vier Berliner Komiker.

Beckmann, Gern, Rüthling und Schneider, die Quadrupel-Allianz der Berliner Komik, beschlossen kürzlich, nach Beendigung der Theater-Vorstellung eine Partie nach Treptow zu machen, um dem Feuerwerke daselbst beizuwohnen. Die Droschken, welche sonst Schockweise auf den Halteplätzen anzutreffen sind, wenn man nämlich keiner bedarf, waren auch diesmal unsichtbar geworden; man mußte sich also entschließen, bis zur Jacobsstraße zu gehen, und sich dort einem jener weitläufigen Personenwagen anzuvertrauen. Das lustige Quartet von ganz Berlin saß bereits in dem Wagen, als der phlegmatische Fuhrmann sie ersuchte, nur noch ein Viertelstündchen verweilen zu wollen, weil er unter zwölf Personen nicht abfahren könne. Die Komiker waren augenblicklich entschlossen die noch fehlenden Personen zu ergänzen; ihr Plan wurde noch durch die bereits eingetretene Dunkelheit begünstigt. Der leichtfüßige Schneider war der Erste, welcher unbemerkt vom Wagen stieg und, von der andern Seite kommend, vor den Fuhrmann als ein kleines buckliges Männchen trat: „Ist noch Platz?“ — Die schwere Menge, steigen sie man ein! Während Schneider einstieg, hatte sich bereits Beckmann herausgewunden und erschien jetzt als wohlconditionirter Berliner mit der bescheidenen Frage, ob er noch

mitfahren könne. — Immer rein, mein Herr erwiederte der Kutscher. Sehen Sie, meine Herren, jetzt sind schonsten sechs, es fehlen man nur noch sechs lumpige Perschonen. — Gern und Rüthling erschienen gleichzeitig, der eine als personifizirte Hopfenstange, der andere mit süßlicher Garçon-Miene, und wurden mit Freuden vom Kutscher aufgenommen. Das Auf- und Absteigen schien kein Ende nehmen zu wollen, der Kutscher berechnete bereits seine Einnahme, während Schneider und Beckmann von Neuem als zwei Benebelte erschienen waren und mitzufahren wünschten. Der Kutscher hatte schon die Zügel in Händen, da der Wagen mit zwölf Personen nun vollständig besetzt war; jedoch Gern, in dem Wahne, als fehlte noch die zwölfte Person, stieg von Neuem hinaus, um noch einmal das Experiment zu machen. Man denke sich seinen Schreck, als der Kutscher ihm bemerkte: „ne die Polizei hat mir uf'n Strich, ich darf nicht mehr als 12 Perschonen ufladen,“ und davonfuhr. Einen so liebenswürdigen Collegen konnte man unmöglich zurücklassen; man bat also den Kutscher, daß er den einen Herrn nur noch mitnehmen solle, zumal er so dünn sei, daß er nur wenig Platz einnehme. — Ich habe wohl nicht nöthig, noch zu sagen, wie sehr der Phäeton erstaunte, als in Treptow anstatt 13 Personen nur 4 aus seinem Wagen stiegen. — I, da muß ja gleich der Deibel drin schlagen, bin ick denn behext? Von 13 kann wohl eener sterben, aber doch nicht 9! — Der Kutscher erhielt sein Fahrgeld für 13 Personen und war höchst gerührt. Wie es jedoch zugegangen, weiß er heutigen Tages noch nicht.

Miscelle.

(Achtung vor Wöchnerinnen.) In Harlem besteht eine alte Gewohnheit, welche wohl des Nachahmens werth wäre. Wenn eine Frau niederkommt, so wird eine große Kokarde von Leinwand über die Hausthür geheftet, und alsobald darf weder Häscher noch Gerichtsdiener, oder wer es auch sei, der durch seine Gegenwart die Frau erschrecken könnte, die Schwelle betreten. Ihr Mann darf in den ersten sechs Wochen nicht arretirt werden. Van Swieten, in seinen Commentaren über Boerhaave's Aphorismen, rühmt es sehr, daß der Staat so viel Aufmerksamkeit für eine Frau beweist, welche dem Staate einen Bürger geboren.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:

Lebewohl.

Räthsel.

Lieblich duft' ich Dir entgegen; —
Laufe lang auf heißen Wegen; —
Oft auch schlichtet mich der Degen; —
Alles meines Namens wegen!

Tags-Begebenheiten.

Fischbach. Am 30. Juli Mittags um 12 Uhr wurde in der evangel. Kirche die Prinzessin Marie durch den Ober-Consistorialrath Dr. Strauß aus Berlin feierlich konfirmirt. Die Kirche war von Menschen überfüllt; um den Altar saßen die höchsten und hohen Herrschaften, der Bräutigam der hohen Confirmantin, Se. k. Hoh. der Kronprinz von Baiern, hatte seinen Platz zwischen den Eltern derselben. Außerdem waren noch zugegen: der frühere Religionslehrer der Prinzessin, Consistorialrath Siegert aus Koischwitz und die Pastoren aus Fischbach, Erdmannsdorf und Buchwald.

Paris. Am 25. Juli sind in sämmtlichen Pfarrkirchen von Paris Trauer-Aemter für die Seele des Herzogs von Orleans abgehalten worden. Die verschiedenen Legionen der Nationalgarde hatten dazu in allen Kirchen eine Ehrenwache geliefert. Eine große Anzahl von Nati-

onal-Gardisten in Trauer erfüllte alle Kirchen, die den Andrang des übrigen Volkes kaum fassen konnten. In der Notre-Dame-Kirche hielt der Erzbischof von Paris das Hochamt. Die Pfarrkirchen waren zu dieser Leichenfeier in- und auswendig schwarz behangen, und in der Mitte des Chors erhoben sich prächtige Katafalke, woran die Wappenschilder des verstorbenen Kronprinzen prangten. Während des ganzen Morgens wurden in allen Kirchen der Hauptstadt Todten-Messen gelesen. Schon gegenwärtig sieht man, wohin man blickt, nur Personen in Trauer, und noch nie sah das Land so betrübt aus, als zu dieser Stunde.

London. Auf der von Liverpool nach Manchester führenden Eisenbahn wurde in voriger Woche ein junger Mann von 20 Jahren, der eben von dem nach Preston gehenden Zuge abgestiegen war und den nach Liverpool bestimmten nicht bemerkte, fast auf derselben Stelle, wo der Minister Huskisson das Leben verlor, von der Lokomotive zu Boden geworfen und durch die Räder des ganzen Zuges vom Kopf bis zu den Schenkeln in zwei Theile zerschnitten.

Nachruf

am jährigen Todestage des Schauspielers

Carl Thraber,

gestorben am 1. August 1841 zu Salzbrunn.

Schlumm're sanft in Gottes kühler Erde,
Die ein Jahr schon Deine Hülle deckt;
Schlumm're sanft von irdischer Beschwerde;
Die Du oft und vielfach hast erlebt.

Schlumm're sanft! wir werden Dein gedenken,
Deiner Liebe, Deiner Vatertreu,
Wollen ewig ewig Dir Erinn'rung schenken,
Dann ist Vaters Segen täglich neu.

Lebe wohl! auch unsre Tage schwinden;
Jenseits herrscht ein Wiedersehn,
Vater, wo wir uns dort wiederfinden,
Und verklärt vor'm großen Richter stehn.

Die Hinterbliebenen.

Nachruf

am Todestage unserer unvergeßlichen Mutter der Frau

Johanne Christiane Pohl

geb. Bohr,

gestorben den 3. August 1841.

Schon ein Jahr ist, Theure Mutter nun vergangen
Seit der Tod hat unsern Bund gelöst,
Und noch netzen Thränen unsre Wangen,
Die der bittre Trennungsschmerz erpreßt,
Durch der besten treuen Mutter scheiden,
Sind zerstöret uns des Lebens Freuden.
Oede ist der Ort wo Du gewaltet,
Und entflohen unsers Hauses Glück,
Denn Dein treues Herz ist längst erkaltet,
Nicht mehr lächelt uns Dein sanfter Blick,
Nicht mehr kannst Du so, wie sonst vom Morgen
Bis zum Abend liebend für uns sorgen.

Ach es schlug Dein Tod wohl tiefe Wunden,
Treue beste Mutter unsrer Brust,
Heilung haben wir noch nicht gefunden,
Unersetzlich bleibt uns Dein Verlust,
Immer neu sind noch ja unsre Schmerzen,
Nach Dir sehnen sich ja unsre Herzen.
Ja wir werden einst uns wiederfinden,
Bei dem Vater übern Sternenzelt,
Werden uns aufs Neue dann verbinden,
Frei von allen Mängeln dieser Welt,
Werden alles dann im Licht erkennen,
Und in Ewigkeit uns nicht mehr trennen.

Altwasser den 1. August 1842.

Ehrenfried Pohl, Tischlermstr. als Gatte.

Henriette Braukmann geb. Pohl.

Eduard Pohl, als Sohn.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.